

Predigt- anregungen zum Sonntag der Weltmission am 27. Oktober 2019



Der Bamberger Erzbischof Dr. Ludwig Schick und missio-Präsident Monsignore Wolfgang Huber am Grab von Pater Otto Hopfenmüller SDS im nordostindischen Shilong.

Predigtanregung zum Leitwort „Wir sind Gesandte an Christi statt“ 2 Kor 5,20

„Nun bin ich also in Shillong und will die ersten Tage benützen, um schriftlich noch mal Ew. Excellenz Adieu zu sagen und meine Ehrfurcht und meine Hochachtung als meinem eigentlichen Bischof auszudrücken.“ So schrieb der Salvatorianerpater Otto Hopfenmüller in einem Brief vom 4. März 1890 an seinen Bamberger Erzbischof Friedrich von Schreiber. Nur wenige Monate zuvor war dem Orden von der Propaganda Fide, der vatikanischen Kongregation für die Glaubensverbreitung, die Provinz Assam in Nordostindien als Missionsgebiet zugewiesen worden und Pater Hopfenmüller bald darauf mit drei Gefährten und der finanziellen Unterstützung des Ludwig Missionsvereins, heute missio München, aufgebrochen in die fernen Lande.

„Hier soll nach dem Wunsche der Propaganda unser Hauptquartier für die neue Präfectur, welche fünf Millionen Einwohner umfasst, aufgeschlagen werden, weil die Bergvölker mehr Hoffnung geben für Gottes Reich als die eigentlichen Assamesen im Brahmaputrathal. ... Wenn wir nothdürftig accommodi(r)t sind, dann heißt es Englisch practiziren und die Khasia-Sprache lernen, da hier und in der Umgebung der Bergstamm der Khasia von tibetanischer Herkunft angesiedelt ist.“

Nur sechs Monate später war Pater Hopfenmüller tot, aber er hatte immerhin schon so gut die einheimische Sprache gelernt, dass er den Katechismus in die Khasi-Sprache übersetzen konnte. Noch heute wird der bayerische Missionar Pater Otto Hopfenmüller SDS als der Pionier der Mission in Nordostindien hoch verehrt.

Die Mission in Nordostindien ging also von Bayern aus!

Dies ist das beeindruckende Zeugnis von Missionaren aus dem 19. Jahrhundert, die sich, wie so viele andere auch, in die Welt aufgemacht haben, um den Menschen vor Ort unter allerlei Mühen und Anstrengungen Lebensqualität aus dem Evangelium motiviert zu bringen. Sie alle sahen sich als Gesandte an Christi statt. Solche Berichte, sie verbinden wir einfach mit missionarischem Handeln.

Es ist dies aber kein in der Geschichtsschreibung verbliebenes Tun oder ein spezielles Fachleuten zugeschriebenes Aufgabengebiet. Nein, es ist von Anfang an ein Wesensmerkmal jeglicher christlichen Existenz. So dürfen auch wir uns von Gott in diesen Dienst nehmen lassen. Der Apostel Paulus hat dies zu Beginn seiner Tätigkeit in seinem zweiten Brief an die Korinther so formuliert: „Wir sind Gesandte an Christi statt“, das Leitmotiv zu unserem heutigen Weltmissionssonntag. Dieses unser Gesandsein hat einen Grund und ein Ziel, ein Warum und ein Wofür. Jesus Christus, der gekreuzigt Auferstandene, ist der Grund der Sendung.



Die Erfahrung, das darin begründete Heilsgeschehen anderen zu ermöglichen, ist das Ziel der Sendung. Wir, die wir gesandt sind, dürfen unsere eigene Glaubenserfahrung, die in den persönlichen Begegnungen mit Jesus Christus ihr Fundament haben, mit anderen teilen. Das sind Lebenserfahrungen, die daher rühren, dass wir im Angesicht des Kreuzes leidvolle Momente im Leben bewältigen konnten, weil er unseren Weg mitging. Das sind Begegnungen, die wir in der Feier der Sakramente erleben dürfen und die uns stärken und befreien zu einem Leben, das aus der Hoffnung der Auferstehung lebt.

Das heißt doch nichts anderes als: Richtet euch nicht zu bequem ein und zieht euch nicht zurück, sondern lasst euch senden. Er traut uns zu, dass wir dieses Zeugnis der Liebe Gottes, das er uns gegeben hat, zu den Menschen tragen, dass wir es mit ihnen verwirklichen. Es geht darum, Lebensräume zu eröffnen und zu schaffen, die sonst vielleicht verschlossen blieben. Da, wo die Sehnsucht des Friedens nicht wahrgenommen wird oder die Versuche unterbleiben, sie umzusetzen, wird Leben beschnitten. Da, wo Menschen nicht in die Freiheit der Kinder Gottes geführt werden, bleiben sie abhängig. Da, wo ihnen das Heil vorenthalten wird, bleiben sie verletzt und verwundet. Solches Handeln kann nur in Verbindung mit ihm geschehen. Er ist es, der sendet, er ist es, der neuen Lebensmut gibt und Leben einhaucht. Jesus ermutigt uns dazu, das eigene Leben in die Hand zu nehmen, es zu gestalten, in die Zukunft zu blicken und so einen größeren Horizont zu eröffnen für alle Menschen auf diesem Erdball. Das ist ein Befreiungsvor-

gang. So etwas kann nur bewirken, wer aus der Vollmacht Gottes handeln darf und sich begleitet weiß durch den Heiligen Geist.

Genau diese Tatsache nimmt auch Papst Franziskus in den Blick durch die Initiative, diesen Monat Oktober zum Außerordentlichen Monat der Weltmission zu erklären. Er möchte uns heute dort, wo wir leben, ermutigen, als Getaufte unseren Sendungsauftrag in der Nachfolge Jesu Christi als Missionarinnen und Missionare wahrzunehmen. Er rückt ein Wesensmerkmal unserer christlichen Existenz in den Mittelpunkt, wenn er schreibt: „Die Mission im Herzen des Volkes ist nicht ein Teil meines Lebens oder ein Schmuck, den ich auch wegnehmen kann; sie ist kein Anhang oder ein zusätzlicher Belang des Lebens. Sie ist etwas, das ich nicht aus meinem Sein ausreißen kann, außer ich will mich zerstören. Ich bin eine Mission auf dieser Erde und ihretwegen bin ich auf dieser Welt. Man muss erkennen, dass man selber gebrandmarkt ist für diese Mission, Licht zu bringen, zu segnen, zu beleben, aufzurichten, zu heilen, zu befreien.“

Wir in Deutschland dürfen uns dazu am heutigen Weltmissionssonntag insbesondere durch das Engagement der Missionarinnen und Missionare in Nordostindien inspirieren und motivieren lassen. Es ist dies eine Region, die geprägt ist von einer ethnischen, sozialen und religiösen Vielfalt. Da kommt auch heute noch unter nicht einfachen Bedingungen dem christlichen Zeugnis, der missionarischen Existenz eine große Bedeutung zu. Bischof Lumen Monteiro aus der Diözese Agartala, die in einer Region liegt, die oft von gewaltvollen Konflikten gebeutelt wird, macht uns Mut, wenn er sagt: „Wir können alle Missionare sein. Wir vermitteln Werte, wir bringen Bildung. Wir müssen Frieden, Geschwisterlichkeit, Vergebung und Respekt für andere durch unser eigenes Verhalten lehren.“ Oder wenn Schwester Martina Thabah von den „Missionary Sisters of Help of Christians“ dazu aufruft: „Wir müssen bei den Menschen das Verständnis aufbringen, dass sie ein Teil der Kirche und damit der Gemeinschaft sind, die sie mitgestalten können.“

Wir dürfen uns an diesem Weltmissionssonntag von Neuem an Christi statt senden lassen und können unsere Solidarität mit den Katholiken insbesondere in Afrika, Asien und Ozeanien durch unsere Unterstützung zeigen. So leben wir verbunden als Familie Gottes über Kontinente, Ethnien und Grenzen hinweg, so wie unser Schöpfer uns ins Leben gerufen hat.

Monsignore Wolfgang Huber



Predigtanregung zum 30. Sonntag im Jahreskreis (Weltmissionssonntag), Lk 18,9-14

Was hat die Menschen damals an Jesus fasziniert? Warum sind sie ihm gefolgt? Welche neuen Perspektiven hat er ihnen für ihr Leben eröffnet? – Das heutige Evangelium vom Pharisäer und vom Zöllner gibt uns einen Hinweis, in welche Richtung eine Antwort auf diese Frage gehen könnte. Jesus stellt seinen Zuhörern zwei Möglichkeiten vor Augen, wie wir uns als Menschen Gott gegenüber verhalten können. Auf der einen Seite ist da der Pharisäer, der stolz auf seinen vorbildlichen Lebenswandel verweist und auf andere Menschen herabblickt. Auf der anderen Seite steht der Zöllner, der sich seiner Unzulänglichkeiten bewusst ist und sich ganz der Gnade Gottes anvertraut. Der Gott, den Jesus verkündigt, ist ein Gott, der nicht auf das Äußere schaut, sondern in das Herz der Menschen blickt. Er zählt nicht unsere Leistungen und beantwortet sie mit Lohn oder Strafe. Er wendet sich vielmehr dem zu, der sich ehrlich und wahrhaftig vor ihn stellt. In der Verkündigung Jesu begegneten die Menschen einem Gott, vor dem sie sein dürfen, wie sie sind, vor dem sie sich nicht verstecken müssen, wenn in ihrem Leben etwas nicht in Ordnung ist. Dieser Gott lehnt sie nicht ab, auch wenn andere Menschen sie ausgrenzen oder auf sie herabblicken. Der Gott Israels ist wie ein gerechter Richter, der jeden Menschen gleich behandelt – ohne Ansehen der Person. Der nicht den Reichen gegenüber dem Armen bevorzugt und der die Klage eines ungerecht Behandelten nicht überhört. Diesen Gott kannten die Zuhörer Jesu schon aus den Schriften des Alten Testaments (wir haben es eben in der Lesung aus dem Buch Jesus Sirach gehört). In Jesus von Nazareth, in der Art, wie er mit ihnen redete und sich ihnen zuwandte, erlebten sie diesen Gott

in einer bis dahin nicht gekannten Intensität – einen Gott, der sich den Menschen mit Barmherzigkeit zuwendet und der ein offenes Herz hat für ihre Nöte und ihre Sorgen.

Wenn die Menschen im Nordosten Indiens diese Worte hören, dann fühlen auch sie sich unmittelbar angesprochen. Denn auch sie gehören zu den Armen und den ungerecht Behandelten. Die sieben Bundesstaaten im Nordosten Indiens, die auch die „Sieben Schwestern“ genannt werden, unterscheiden sich in vielfacher Hinsicht vom Rest des Landes. Vor allem gehören sie zu den ärmsten und am wenigsten entwickelten Regionen des indischen Subkontinents. Armut, Kindersterblichkeit und der Mangel an Bildung sind hier weitaus größer als in vielen anderen Teilen des Landes. Über zweihundert verschiedene Volksgruppen leben im Nordosten Indiens – das bedeutet viele Konflikte untereinander, vor allem aber mit der indischen Zentralregierung, die den Unabhängigkeitsbestrebungen der Region mit äußerster Härte begegnet. Immer wieder kommt es zu massiven Menschenrechtsverletzungen. Die Spirale von Gewalt und Gegengewalt dreht sich unaufhörlich. Was die Menschen des Nordostens von denen im Rest Indiens am meisten unterscheidet, ist ihre Lebensart und ihre Kultur. Sie sprechen andere Sprachen. Sie unterscheiden sich in ihrer äußeren Erscheinung, in ihren Sitten und Gebräuchen von der im übrigen Indien vorherrschenden Kultur. Auch deshalb blicken viele auf sie herab und halten Abstand zu ihnen.

Ganz anders die Schwestern, die uns auf dem missio-Plakat zum diesjährigen Sonntag der Weltmission begegnen: Zu zweit oder zu dritt besuchen sie regelmäßig die Menschen in den entlegenen Dörfern der nordostindischen Bergregion. Weil sie ständig unterwegs sind, werden sie von den Menschen dort auch liebevoll die „Touring Sisters“ genannt. In den Dörfern sprechen sie mit den Menschen über ihre alltäglichen Probleme. Sie kümmern sich um die Alten und die Kranken. Sie ermutigen die Eltern, ihre Kinder zur Schule zu schicken.



Sie helfen ihnen in Fragen der Ernährung und der Gesundheitsvorsorge. Die Menschen auf den Dörfern spüren, dass die Schwestern sie ernst nehmen und sie mit Würde behandeln. Vor allem schätzen sie, dass die Schwestern immer wieder vorbeischaun, wenn sie in der Nähe sind. So entsteht Beziehung und so wächst Vertrauen. Und so kommt es, dass die Menschen mit der Zeit auch danach fragen, warum die Schwestern das alles tun, was sie antreibt, was die Motivation für ihre selbstlose Zuwendung ist. Dann fangen die Schwestern an, von ihrer eigenen Geschichte zu erzählen, von ihrem Glauben und von dem Gott, dessen Liebe sie in ihrem eigenen Leben erfahren haben und die sie nun anderen Menschen weiterschicken wollen. Und so öffnet sich für viele der Menschen, die den Schwestern begegnen, eine neue Hoffnungsperspektive. Sie erfahren etwas von einem Gott, der sich ihnen in Liebe zuwendet, der an ihrem Schicksal Anteil nimmt und der sie in eine gute Zukunft führen will. Sie erfahren etwas von dem Gott, den uns Jesus durch seine Botschaft und sein Leben nahegebracht hat: Sie sind „Gesandte an Christi statt“ – wie das der Apostel Paulus ausgedrückt hat und wie wir es auf dem Plakat zum Sonntag der Weltmission lesen können.

Papst Franziskus hat den Oktober dieses Jahres zu einem Außerordentlichen Monat der Weltmission erklärt. Er steht unter dem Motto: „Getauft und gesandt“! Mit diesem Wort möchte uns Papst Franziskus daran erinnern, dass jeder getaufte Christ dazu berufen ist, ein Zeuge, eine Zeugin des Glaubens zu sein. Jeder kann in sei-

nem Alltag, in der Begegnung mit anderen Menschen, durch seinen Lebensstil etwas von dem ausdrücken, was ihn trägt und woraus er Kraft und Zuversicht schöpft. „Jeder Mensch ist eine Mission“ – sagt Papst Franziskus. Und jeder Christ kann das gemeinsame Werk der Mission mittragen – das war die geniale Idee von Pauline Jaricot, einer jungen Frau, die vor fast 200 Jahren in der französischen Stadt Lyon ihre Freunde dafür gewann, jeden Tag für das Werk der Missionare zu beten und einen kleinen Geldbetrag zurückzulegen, mit dem ihre Arbeit unterstützt werden kann. Aus dieser spontanen Initiative sind die päpstlichen Missionswerke hervorgegangen, durch die die Gläubigen in aller Welt die ärmsten und bedürftigsten Ortskirchen unterstützen – mit ihrem Gebet und mit ihren Gaben. Der Weltmissionssonntag ist der Tag, an dem in allen Kirchen weltweit für diese Ortskirchen gesammelt wird – der Sonntag der Weltmission ist die größte Solidaritätsaktion der katholischen Kirche weltweit!

Jesus kann auch heute Menschen faszinieren! Seine Botschaft hat über die Jahrhunderte hinweg nichts von ihrer ursprünglichen Kraft verloren. Davon sind wir als Christen überzeugt. Und diese Erfahrung können Menschen auch heute machen – wenn sie spüren, dass diese Botschaft etwas mit ihrem Leben zu tun hat und ihnen einen Weg zeigt, auf dem sie mit Zuversicht und Hoffnung in die Zukunft gehen können. Mission ist letztlich nichts anderes, als diese Erfahrung an andere Menschen weiterzugeben. Dazu sind wir als getaufte Christen gesandt. Und in dieser Sendung können wir Christen uns gegenseitig weltweit unterstützen – durch unser Gebet füreinander und durch unsere Gaben – ganz besonders auch heute am Weltmissionssonntag!

Prälat Dr. Klaus Krämer

